



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

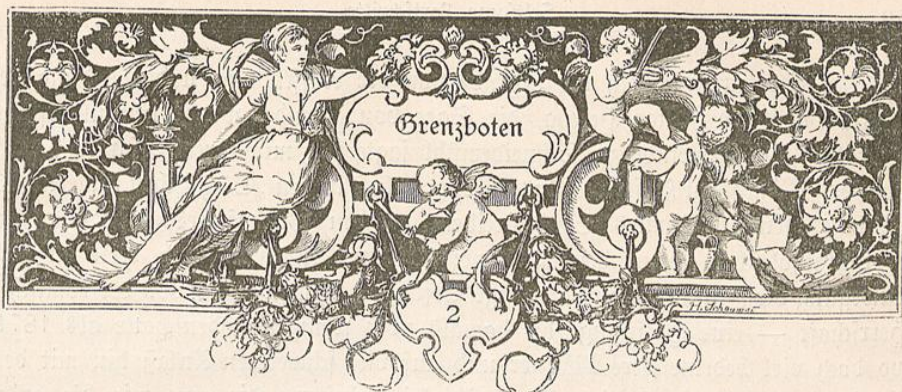
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Seltsame Fortschritte

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Seltame Fortschritte



ie politische Zukunft vorauszusagen hütet sich wohl jeder, der das nicht als unkonzessionirtes und steuerfreies Gewerbe in Versammlungen und Zeitungen betreibt; denn wie die tägliche Erfahrung lehrt, macht sich die Geschichte gern das Vergnügen, die Propheten Lügen zu strafen. Natürlich lassen sich die Wahrsager von Beruf dadurch nicht irre machen, da ja das programmwidrige Verhalten der Geschichte nicht ihre Schuld ist. Und auch wir andern sind unter zwei Augen nicht immer so vorsichtig, wie vor Zeugen. Erwägt man die Ereignisse des Tages, so läßt man sich leicht zu Schlussfolgerungen verleiten, um hinterher wenigstens nur vor sich selbst beschämt zu werden. Wenn nun der Schreiber dieser Zeilen freiwillig bekennt, die neuesten Wendungen und Wandlungen ganz und gar nicht vorausgesehen zu haben, so thut er das in der — diesmal wohl kaum trüglichen — Voraussetzung, sich zahlreicher Leidensgefährten zu erfreuen.

Um zuerst etwas weiter zurückzugreifen: ob wohl von allen, die das Jahr 1844 schon mit Bewußtsein erlebt haben, irgendeiner damals geglaubt haben mag, daß das Schauspiel der Ausstellung des sogenannten heiligen Rockes in Trier noch eine Wiederholung erfahren werde? Schwerlich! Tagesblätter aus jener Zeit bekunden, welche Aufregung damals ganz Deutschland ergriffen hatte. Man faßte den Einfall des streitbaren Bischofs Arnolbi (der 1836 zum Nachfolger des milden Hommer zum Bischof gewählt, aber erst 1842 von Friedrich Wilhelm IV. bestätigt worden war), das seit einem Menschenleben in Vergessenheit geratene Kleid wieder auszustellen, als eine Herausforderung nicht nur des Protestantismus. Entrüstung flammte überall auf neben den Ausbrüchen des bitteren Hohnes, der Orientalist Gildemeister und der Historiker

Sybel zerstörten gründlich die Legende von der Auffindung und Sendung des Rockes durch die heilige Helena, die Sage von Drendel wurde neu untersucht, die katholische Gemeinde zu Schneidemühl sagte sich mit ihrem Pfarrer Czerzki von der „Römischen Hofkirche“ los, Konge erließ in den „Sächsischen Vaterlandsblättern“ sein berühmtes Sendschreiben an den Bischof, es entstanden die deutschkatholischen Gemeinden, und wie Gervinus knüpften noch viele an diese Bewegung die Hoffnung auf endgiltige Befreiung Deutschlands von der römischen Herrschaft — eine Hoffnung, die damals noch weniger Boden hatte als 1871, wo doch viel bedeutendere Männer und auf viel schwereren Anlaß hin mit dem Papsttum brachen. An der Gleichgiltigkeit scheiterte die eine wie die andre Bewegung. Ein kleines Erlebnis ist mir als charakteristisch in Erinnerung geblieben. Vier Jahre nach der Rockausstellung besuchte ich Trier. Nach einem Tage, der den Alterthümern und den Naturschönheiten gewidmet war, geriet ich in einem Bierhause in eine Gesellschaft munterer junger Leute, die bald vom Gespräche zum Gesange übergingen und nach dem mir noch im Ohre klingenden „Dort wo der Vater Rhein mit seinen Wellen so mancher Burg bemooste Trümmer grüßt,“ dem „Wirtshaus an der Lahn“ und ähnlichen harmlosen Liedern anstimmten: „Freifrau von Droste-Bischoering nach Trier zum heiligen Rocke ging.“ Mein Staunen, diese Spottverse gerade an diesem Orte zu vernehmen, wurde mir mit Lachen beantwortet und mit Anekdoten aus der Zeit des großen Rummels und Erzählungen von den großen Geschäften, die mit „angerührten,“ d. h. beim Vorübergehen an den wunderthätigen Rock gehaltenen Gegenständen gemacht worden seien; ein anwesender Tabakhändler mußte sich im Scherz nachsagen lassen, er habe angerührte Cigarren verkauft u. dgl. m. Ich dachte an das Sprichwort, daß am wenigsten Glauben in der Nähe des Papstes zu finden sei.

So groß scheint diesmal das Geschäft nicht gewesen zu sein, aber man hat sich auswärts wenig darum gekümmert, daß wieder ein der Regierung genehmer Bischof den Augenblick für eine Kraftprobe und Heerschau passend gefunden hat. Von dem eigentlichen Gegenstande der Verehrung ist wenig die Rede gewesen: „ungenähte Röcke“ sind seitdem in Ägypten in solcher Menge ausgegraben worden, daß alle Museen damit versorgt werden könnten; keine „kritischen Schneider,“ wie dereinst Bildemeister und Sybel gescholten worden waren, untersuchten die Geschichte des Gewebes, und kein Guido Görres hat, soviel bekannt, die neue „Gottesfahrt nach Trier“ besungen. Man ereiferte sich weder für noch gegen, triumphirte nicht und spottete nicht, nahm drüben in dem Gefühl der neu befestigten Macht, hüben in Bescheidenheit das Ereignis gelassen hin — wie das Zeugnis, daß der personifizierte Störenfried Windthorst sich um das Reich wohlverdient gemacht habe. Wir sind eben fortgeschritten in Erkenntnis und guter Zucht.

Und abermals: wer, der noch ein Gedächtnis hat, würde es für möglich

gehalten haben, daß es die Polen wie in Österreich, 'so in Preußen zur Regierungsfähigkeit bringen könnten? Die Erfolge der versöhnlichen Politik Friedrich Wilhelms IV. sind ja wohl allgemein deutlich in Erinnerung. Er gab das 'Flottwellsche' System auf, allmählich einen zuverlässigen deutschen Stock von Grundbesitzern in der Provinz Posen zu schaffen, hoffte den Adel durch Vertrauen zu gewinnen und sah sich dafür durch die Verschwörungen und Putzche in den Jahren 1845 und 1846 belohnt. Der 20. März 1848 befreite die Rädelsführer Mirosławski und Konforten aus dem Gefängnis, der unzurechnungsfähige Teil der Berliner führte die Freiheitshelden im Triumph durch die Stadt, und sofort brach der Aufstand in Posen aus. Die weitestgehenden Zugeständnisse nützten nichts, General Pfiel mußte den Scharen Mirosławskis förmliche Schlachten liefern, um das Land dem preussischen Staate zu erhalten und die deutschen Bewohner vor den zügellosen fanatisirten Rotten zu schützen. Die Absicht, Posen, wie ehemals Krakau, zum Hauptquartiere zu machen, von dem aus Erhebungen gegen die russische Herrschaft geleitet werden könnten, war gescheitert, die Haltung Preußens während des orientalischen Krieges 1853—1856 ließ die Polen ihre Hoffnung auf Österreich setzen, und die Galizier haben bekanntlich mit viel diplomatischem Geschick in dem Kampfe der nationalen und der politischen Parteien des Kaiserstaates zu laviren verstanden, daß sie bald als Stütze des Ministeriums, bald im Bunde mit den Slawen, bald mit den Deutschen alles durchsetzen, und daß jede Partei ihre Bundesgenossenschaft suchen muß. Haben sie deshalb ihre nationalen Träume abgeschworen, verzichtet auf die Wiederherstellung des polnischen Reiches „vom Schwarzen Meere bis zur Ostsee"? Das glaubt niemand, und sie hüten sich wohl, irgendwelche Verpflichtungen für die Zukunft zu übernehmen. Sollten die preussischen Polen plötzlich polnischredende Preußen geworden sein? Man lese die Reichstags- und Kammerverhandlungen nach, man denke an den Grafen Ledochowski! Was die jetzige Zurückhaltung zu bedeuten hat, lehrt eben das Beispiel ihrer Stammesgenossen in Galizien. Deutsche giebt es dort dem Anschein nach gar nicht mehr, die große Masse der Ruthenen ist mundtot gemacht, das Wort führen Polen und Juden, die sich dort ebenso dem herrschenden Stamme anschmiegen, wie in Ungarn. Die Polen sondern sich auch in Parteien, aber ob sie nun Aristokraten oder Demokraten sind, in zwei Beziehungen besteht wohl Übereinstimmung zwischen ihnen: sie bleiben treue Diener der römischen Kirche und — harren besserer Zeiten. Sie sind klüger als die Tschechen, führen nicht immer das unabhängige Königreich und den Haß gegen das Deutschtum im Munde, aber ihre Revolutionsfeier und das anspruchsvolle Auftreten des polnischen Elements in Schlessien verraten zur Genüge das Festhalten an den alten Bestrebungen. Das Beispiel ist allerdings verlockend für andre Polen. Und wenn unsre Beziehungen zu Rußland ein für allemal feindnachbarlich werden sollen, so giebt es dafür gewiß kein besseres Mittel, als die Polen auch in unserm

Teile des Grenzlandes zu Herren zu machen. Das wäre denn auch ein Fortschritt.

Viel wichtiger ist freilich, daß der monarchische Geist, der durch die Gründung des neuen deutschen Reiches in der ganzen Welt neu gekräftigt zu sein schien, sichtlich überall im Rückgang ist. Jener Republikanismus, der durch das Lesen der römischen Schriftsteller genährt wurde, und dem mancher friedfertige Lehrer in platonischer Liebe anhing, war weggewischt, die große Zeit wirkte gewaltiger noch auf die Jugend als auf das Geschlecht ein, das mitgekämpft oder mit Begeisterung die Kämpfe mit erlebt hatte, und die Kämpfe, die die Notischöpfung der französischen Republik erschütterten, die einmal sehr nahe gerückte Möglichkeit, daß ein Mensch wie Boulanger Herr der Geschichte Frankreichs werden konnte, waren nicht geeignet, die alte Schwärmerei für republikanische Freiheit wieder zu erwecken — zu schweigen von dem, was jenseits des Ozeans zu beobachten war.

Woher nun der Umschwung, den nicht leugnen kann, wer nicht absichtlich die Augen schließt? Daß die Entwicklung der Dinge unter der Präsidentschaft Carnots das Urteil beeinflusst hat, unterliegt keinem Zweifel. Aber die Wahrnehmung, daß sich auch eine Republik geordneter Zustände erfreuen kann, würde nicht hingereicht haben ohne das Entgegenkommen von anderer Seite. In wahrhaft erschreckender Weise mehren sich die Fälle, die den Glauben an das monarchische Prinzip zu untergraben geeignet sind. Wenn die Zeitungsblätter immer aufs neue zu berichten wissen, wie Angehörige fürstlicher Häuser — und nicht allein hinten weit in der Türkei — sich alles Pflichtgefühls entäußern, sich an kein Sittengesetz gebunden erachten, so kann man sagen, das seien Ausnahmen, und solche Ausnahmen seien immer vorgekommen, nur komme alles heutzutage in die Öffentlichkeit. Doch wissen das die Betreffenden ja auch, auch sie bedienen sich dann und wann der „Organe der öffentlichen Meinung,“ ziehen wohl gar selbst ans helle Licht, was im Schoße der Familie ausgetragen werden sollte. Darin gerade äußert sich die Verachtung des Urteils der Welt, und damit werden dem monarchischen Gefühl die tiefsten Wunden geschlagen.

Mitunter wird einem zu Mute, als sollten wir die Zeit vor hundert Jahren noch einmal durchleben, und wer die ersten Jahrzehnte mit den letzten vergleicht, könnte zu dem Schlusse kommen, Niederlagen seien den Siegen vorzuziehen. Der kategorische Imperativ, die strenge Selbstzucht, der Satz Hegels, daß nur der gebieten könne, der gehorchen gelernt hat, sind aus der Mode. Die ungebändigte, die rohe Natur wird in Dichtung und Kunst auf den Thron gehoben, und Mütter, die sich vor dem Kultus der Gemeinheit entsetzen, glauben doch, dem Evangelium Jean Jacques Rousseaus folgen zu müssen. Gewissenlose Volksverführer malen den Besitzlosen ein Utopien vor, an das sie selbst nicht glauben können, und hegen sie zum Umsturz der Gesellschaft auf. Und dem gegenüber erhebt sich wieder der Grundsatz: „Alles für das Volk, nichts

durch das Volk.“ Und seltsam, der Fürst, der vor hundert Jahren aus voller Überzeugung seine Völker wider ihren Willen auf seine Façon glücklich machen wollte und, nachdem sich in diesem Bemühen seine Kraft aufgezehrt hatte, sein Lebenswerk scheitern sehen mußte, Joseph II., wird noch immer von freisinnigen Deutschen als das Ideal eines Herrschers verehrt. Vor dreißig Jahren sprach der Historiker Ottokar Lorenz sein Erstaunen darüber aus, daß „einige nicht müde würden, jenes Kaisers höchst verderblichen Regierungsmaximen Weihrauch zu streuen.“ Und obgleich in der Zwischenzeit so viel neues Material zur Charakteristik des unglücklichen Monarchen zu Tage gefördert worden ist, wollen noch heute nur wenige einsehen, wie sehr gerade die zur Durchführung seiner guten Absichten angewandten verkehrten Mittel eine gesunde Entwicklung des Staatslebens erschwert haben.

Die angeführten Worte von Lorenz stehen in einer Schrift „Joseph II. und die belgische Revolution,“ die den Fachgenossen des Verfassers ohne Zweifel wohlbekannt, in weitere Kreise, wenigstens des heutigen Geschlechts, aber schwerlich gedrungen ist und doch so sehr verdiente, gelesen zu werden. Sie teilt die geheimen Instruktionen des Kaisers für den Grafen Murray mit, der im Jahre 1787 als Generalgouverneur der österreichischen Niederlande die Statthalter, Herzog Albert von Sachsen-Teschen und dessen Gemahlin, des Kaisers Schwester Marie Christine, ersetzen mußte, weil sie sich nach des Kaisers Ansicht zu nachgiebig benommen hatten. Für den Verlauf der dortigen Dinge war die Sendung von geringem Belang. Auch Murray entsprach Josephs Erwartungen nicht, in raschem Wechsel folgten ihm Graf Trauttmansdorff und der Irländer General d'Alton, und der Ausgang war, daß der Kaiser, nachdem er sich herbeigelassen hatte, die Vermittlung des von ihm so schroff behandelten Papstes anzurufen, auf dem Sterbebette die aufständischen Belgier als Sieger und das Land für Österreich verloren sah. Bietet der thatsächliche Inhalt der Schrift nichts neues, so sind doch die erwähnten Instruktionen von hohem Werte für Vergangenheit und Gegenwart. Da es sich um die Herrschaft der Habsburger in den Niederlanden handelt, stellt Lorenz in geistvoller Weise die Erhebungen des Volkes unter Philipp II. und unter Joseph II. neben einander und findet, daß die beiden in ihren Zielen den stärksten Gegensatz bildenden Regenten eben als solche doch die größte Ähnlichkeit mit einander haben. Von Philipp II. von Spanien haben es die Zeitgenossen als eine auffallende Eigentümlichkeit seiner Regierung hervorgehoben, daß er die weitläufigen Geschäfte seines Staates in seinem Kabinett besorgte, ohne daß seine Minister ihm dabei hilfreich zur Seite gestanden hätten. An seinem einfachen Schreibtische liefen die Fäden der Regierung einer halben Welt zusammen, und hier fanden die wichtigsten Fragen ihre Lösung durch die höchstpersönlichen Entschlüsse des Königs, von denen niemand sagen konnte oder wissen durfte, welche Menschen und welche Umstände auf sie Einfluß genommen haben. Der

König empfängt hier Briefe und beantwortet sie, ohne daß seine Räte und Minister eine Ahnung davon haben, hier prüft er in unermüdlicher Thätigkeit die Vorträge und Bittschriften und entscheidet sie nach seinem alleinigen Wissen und Gewissen, indem er nur die hört und befragt, die ihm in dem einen oder andern Gegenstande persönliches Vertrauen einflößen.

Dieser unsägliche Fleiß und diese ernste Gewissenhaftigkeit in der Erledigung der Geschäfte hatten sich im habsburgischen Hause fortgepflanzt; Ferdinand II. und Leopold I. sind deswegen bewundert worden, und über der liebenswürdigen Weisheit der Kaiserin Maria Theresia und der liberalen Energie und natürlichen Philosophie ihres Sohnes in allerhöchsten Resolutionen, Bemerkungen, Randglossen und Verbesserungen hat, wie der Verfasser bemerkt, die Nachwelt vergessen, daß sich die Form dieser Regierung und das System dieser Entschlüsse nicht im mindesten von dem des spanischen Königs unterscheiden. Und als dieser Geist der Bevormundung im achtzehnten wie im sechzehnten Jahrhundert in den Niederlanden auf Widerstand stieß, gab es für Joseph II. wie für Philipp II. nur ein Mittel: rücksichtslose Gewalt, unerbittliche Strenge gegen die Unterthanen, die bei ihrem Glauben und ihrer Verfassung bleiben wollten. Murray erhält ohne Wissen des Fürsten Kaunitz wiederholt bis ins einzelste ausgearbeitete Vorschriften über militärische Maßnahmen, die zum Teil einander widersprechen, aber nicht undeutlich erkennen lassen, daß dem Kaiser ein Anlaß zu kräftigem Einschreiten ganz willkommen sein würde. Es wiederholt sich da nicht allein das in Konflikten zwischen verschiedenen Staaten oder zwischen Regierung und Regierten so gewöhnliche Spiel, daß der Kaiser versichert, nichts gegen die Landesverfassung unternehmen zu wollen, während er schon im Widerspruch mit dieser das Heranziehen fremder Truppen anbefohlen hat, und die Belgier ebenso friedliche und gesetzhliche Absichten kundgeben, sich aber gleichzeitig gegen den Landesherrn bewaffnen; der Kaiser trägt sogar dem Gouverneur ausdrücklich auf, vor jedermann, selbst vor dem Herzog Albert und dem Minister, seine Instruktion strengstens geheimzuhalten, in der eben aufgetragen ist, bei der geringsten insolence gegen die Truppen sofort scharf schießen zu lassen, da es sich darum handle, ein großes Beispiel der Strenge zu geben, in der sogar ein Straßenkampf in Brüssel und die Notwendigkeit eines Rückzuges mit den kaiserlichen Beamten und den Kassen gegen Namur und Luxemburg ins Auge gefaßt sind; und um dieselbe Zeit wird den Ständen die Bereitwilligkeit des Kaisers erklärt, väterlich zu verzeihen und alles Borgesallne Mißverständnissen zuzuschreiben. Wie dann die Zusammenziehung von frischen Truppen nicht mehr gut zu verheimlichen ist, soll sie dem Publikum damit plausibel gemacht werden, es sei notwendig, den Bürgern und Handwerkern, die ihre Geschäfte vernachlässigen, um Soldaten zu spielen und sich um das allgemeine Wohl zu kümmern, diese Mühen und Kosten abzunehmen: eine Ironie, die von den Brüssellern wohl gewürdigt

worden sein wird und thatsächlich durch die Vertreibung der kaiserlichen Truppen beantwortet wurde.

War also das Verfahren völlig gleich, als die Niederländer vom Protestantismus und als sie zum Staatskatholizismus bekehrt werden sollten, so ist dabei doch ein Unterschied sehr bemerkenswert. Der strenggläubige König von Spanien ist berechtigt, sich als unmittelbares Werkzeug der Vorsehung zur Ausrottung der Ketzerei zu betrachten und sich zu diesem Zwecke mit einer Weisheit ausgerüstet zu glauben, die Verstand und Urtheil seiner Unterthanen weit überrage; das Widerstreben gegen seine Maßregeln durfte ihm gleichbedeutend sein mit Auflehnung gegen die Gebote Gottes. Der Rationalist auf dem Kaiserthron dagegen wäre durch diese Theorie in einen unlösbaren Zwiespalt mit sich selbst geraten, und es bleibt für sein Handeln nur eine maßlose Überschätzung seiner persönlichen Einsicht wie seiner Macht als Erklärungsgrund übrig. Und in der That warf ihm schon seine Mutter vor, daß er, der jugendliche Mitregent, dessen Lebensanschauung die Frucht ungerichteter Lektüre war, die Erfahrungen der Kaiserin, die ein Vierteljahrhundert lang unter den schwierigsten Verhältnissen regiert hatte, und ihrer erprobten Räte mit Geringschätzung behandle. Nur zu sehr der Sohn seines Jahrhunderts, hielt er sich für berufen, eine neue Ordnung in allem und jedem einzuführen, und zwar nach einer Schablone für alle die verschiedenen Nationalitäten und Religionsgenossenschaften seines Reiches. Historische Rechte und Rechtsgewohnheiten, Überzeugungen und Sitten galten bei ihm nichts; was nicht mit seinen Überzeugungen übereinstimmte, war ihm Aberglaube, Vorurteil, träges Beharren bei dem Hergebrachten. Gezwungen werden sollten die Völker zur Glückseligkeit nach seiner Manier, und daß die treuesten von ihnen, Tiroler, Ungarn, Belgier, durch seine Ordonanzen zur Empörung getrieben wurden, kränkte ihn, aber nur, weil er sich verkannt wähnte. Todesmatt zog er die überstürzten Reformgesetze zurück, doch daß er den Irrtum in seinem System eingesehen habe, wird nicht berichtet. Wahrlich, das vielberufne *L'état c'est Moi!* hatte auch an diesem liberalen Herrscher einen Bekenner.

Daß er wirklich immer das Beste wollte und aufopferungsfähig war, ist nicht zu leugnen, und die Aufhebung der Leibeigenschaft wird ihm immerdar zum Ruhme gereichen. Aber was seine Bewunderer am höchsten preisen, sein revolutionäres Vorgehen in kirchlichen Angelegenheiten, hat genau genommen mehr Unheil angerichtet, als Segen gebracht. Der „Schäfer der Menschen“ mißachtete das teuerste Recht des Menschen, die Gewissensfreiheit. An die Stelle des Papstes setzte er sich selbst. Auch den Protestanten gegenüber brachte er es nur zur „Toleranz,“ sie blieben „Katholiken,“ Menschen, die geduldet wurden, obgleich sie vom Katholizismus abgefallen waren; Staatsreligion blieb der Katholizismus, wie er ihn wollte. Die Rücksichtslosigkeit gegen die religiösen Gefühle des größten Theiles seiner Unterthanen, die Übertreibung und absichtliche

Härte in der Beseitigung von Mißbräuchen und unnötigen Einrichtungen mußten auch solche Gläubige erbittern, die gegen Mißstände nicht blind waren, und haben bis auf den heutigen Tag den Dunkelmännern Waffen gegen jede vernünftige Reform geliefert. Auf der andern Seite aber ist Joseph II. der eigentliche Begründer jenes Scheinkatholizismus geworden, der sich etwas darauf zu gute thut, allen Glaubensangelegenheiten fernzubleiben, und es für nicht der Mühe wert erklärt, sich persönlich unabhängig zu machen, in Wahrheit nicht den Mut dazu aufbringt. Diese Josephiner und Freidenker tragen die Hauptschuld, daß die Bewegung gegen das Vatikanum erfolglos geblieben ist.

Auch daß er bemüht war, sich zu unterrichten, ist wahr. Er reiste viel in eignen und fremden Ländern, wollte mit eignen Augen sehen. Aber bei seinem Charakter und seinen vorgefaßten Meinungen konnten solche Studien nicht über den Dilettantismus hinausführen. Bezeichnend dafür ist sein oft erzählter Versuch im Pflügen auf einem Acker in Mähren. Und leider glaubte er alles gründlich zu verstehen, was er oberflächlich kennen gelernt hatte.

Um noch einmal zu der belgischen Sache zurückzukehren: die gemäßigte Partei der Stände hatte der Aufforderung des Kaisers gemäß eine Deputation nach Wien geschickt. In Briefen an Murray äußerte er sich außerordentlich anerkennend über die ihm überreichte Denkschrift, befahl jedoch gleichzeitig das gerade Gegenteil von deren Inhalt. Die Stände baten um Aufrechterhaltung der Verfassung, der Kaiser verfügte die Zurücknahme aller Zugeständnisse und ermahnte Murray, sich um das Gerede der Stände nicht zu kümmern. Großen Ärger bereiteten ihm die vielen in Brüssel erschienenen Flugchriften; der Rat von Brabant sollte die Verfasser bestrafen und im Falle der Weigerung abgesetzt werden. Die Bevölkerung werde mit der Zeit schon einsehen, daß seine Anordnungen die besten seien. Lorenz legt zum Schlusse den Anhängern des Josephinismus die Frage vor, „warum der Kaiser nicht lieber seine Reformthätigkeit auf die Verfassung in Belgien gelenkt hat, und warum er nicht lieber im Geiste eines Montesquieu vorgegangen ist, als sich durch endlose und nutzlose Ordnonnanzen zu erschöpfen?“ Aber es war freilich leichter zu dekreten, als wahrhaft zu verbessern.

Ob er bei längerer Lebensdauer durch das Mißlingen aller seiner Pläne von dem Glauben an seine Unfehlbarkeit würde bekehrt worden sein — wer kann das sagen! Aber daß nach hundert Jahren — und welchen! — das nach diesem Kaiser benannte System noch immer Verehrer und Verfechter finden kann, das wäre schwer begreiflich, wenn man nicht wüßte, daß so manche Liberalen zwar gern die Worte Uhlands, daß kein irdischer Mann allein in seinen Händen den Reichtum alles Rechtes hält, zitiren, aber sobald die Freiheit, die sie meinen, in Frage kommt, auch den Zwang billigen. Auch das nennt man Fortschritt.

